

Mein Vater war ein Held

„Als er uns verließ – ich war vier – mußte ich ihm „von Mann zu Mann“ versprechen, daß ich immer auf den zwei Jahre jüngeren Bruder aufpassen würde. Das habe ich auch getan. - Damals war er der heiß geliebte Vater für mich. Ich wußte nicht, daß er ein hoch dekoriertes Nazi-Offizier war, ein Held, wie man mir später sagte. Aber was er im Krieg wirklich getan hat, das habe ich nie erfahren können. - Ich wußte auch nicht, daß die Eltern schon kurz nach meiner Geburt daran dachten, auseinander zu gehen, und ich konnte deshalb nicht verstehen, daß ich ihn wirklich nicht mehr sehen durfte. Er ließ uns einfach alleine und ging fort, in den Krieg. - Erst mit zwanzig gelang es mir, mich einmal mit ihm zu treffen. Ich hatte hundert Fragen, aber ich spürte bald, daß er über den Krieg nicht sprechen wollte oder konnte. - Danach hab ich ihn eine Zeit lang regelrecht verachtet. Es war eine so herbe Enttäuschung.

Als er uns als Kinder verließ, gab mir auch meine Mutter zu verstehen, daß ich, als die Ältere, für das Brüderchen zu sorgen hätte. Zum Beispiel, als sie uns ins Kinderheim schickte. Diese Nazi-Tanten – denn das müssen sie wohl gewesen sein - hatten rauhe Methoden: wenn mein Bruder mit seinen zwei Jahren manchmal noch in die Hose machte, dann zogen sie ihm die voll geschissene Hose über den Kopf. Der arme Kerl schrie natürlich aus Leibeskräften, und ich mußte es ihm dann abwischen, und ihn waschen. – Mein Gott ja, wie habe ich mich nach Hause gewünscht. – Aber wo war es denn, mein zu Hause? – Auch die Mutter konnte uns nicht brauchen. Sie war vielbeschäftigt. Sie mußte arbeiten. – Als sie einen neuen Mann fand, durften wir eine Zeit lang wieder bei ihr wohnen, auf einer Nordseeinsel. Das war wunderschön, aber es dauerte nicht lange. Denn als wir in die Schule kamen war der Traum wieder zu Ende. Da mußten wir ins Internat, gegenüber auf dem Festland und durften nur am Wochenende heim. Immerhin wenigstens das. Wie habe ich die Häuser dort geliebt, auf dieser Insel mit ihren tief heruntergezogenen Strohdächern und dem alten Ziegelwerk. -

Später sorgte meine Mutter dafür, daß ich meinen Mann kennenlernte, beziehungsweise ihm nahe kam. Wir waren gerade dabei das Abitur zu machen, und in einer Gruppe von Klassenkameraden immer zusammen. Er war anerkanntermaßen der tollste von den Jungs. - Aus irgend einem Grund hatte er in Dänemark zu tun. Mutter schlug vor, ich könne doch mit ihm fahren zum Übersetzen. Ich kann etwas Dänisch, weil ich dort mehrmals in Ferien war. – Na und dabei ist es passiert, auf der Fähre: ich wurde schwanger. Alle waren

entsetzt. – Das Kind habe ich zwar dann verloren, und alle, vor allem Mutter, meinten, nun müsse ich ja nicht heiraten. – Aber wir haben es dann später doch getan, als Karl die Pfarrstelle auf einer Insel bekam. Dort hatten wir ein zu Hause, und dort habe ich unsere drei wunderbaren Söhne zur Welt gebracht. – Irgendwann aber begann ich, mich wie im goldenen Käfig zu fühlen, und wurde immer unglücklicher. – Ich brachte meinen Mann dazu, seine Stelle zu kündigen, und mit mir nach Berlin zu ziehen.

Dort nahm ich mein Theologiestudium wieder auf. Im Nebenfach hörte ich Philosophie, und lernte dabei unter anderem die Lehre von Karl Marx kennen. Das interessierte mich sehr, und die Vorlesung von Professor Sauter war ausgezeichnet. Dadurch habe ich viel verstanden, wie die Dinge laufen. Zum Beispiel, daß im Leben nichts feststeht, daß alles ein dialektischer Prozeß ist, daß sich eines immer aus dem anderen entwickelt. – Mein Mann aber war unglücklich in Berlin, und suchte sich wieder eine Pfarrstelle an der Waterkant. – So kam es dann zur Scheidung. Die Kinder blieben bei mir, und fuhren in den Ferien, und immer häufiger auch an Wochenenden zum Vater.

Ich wollte auf keinen Fall, daß sie das gleiche Schicksal erlebten wie ich, das hatte ich mir bei der Trennung geschworen. Sie sollten ihren Vater sehen, so oft sie Lust hatten. Aber für mich war es furchtbar. Ich wußte ja nicht, was sie da erlebten, und welchen Einflüssen sie ausgesetzt waren. Sie kamen immer bedrückter zurück; und eines Tages kamen sie gar nicht mehr. Dafür kam ein Brief um mir mitzuteilen, daß das Sorgerecht noch einmal überprüft werden mußte. Auf Grund meines Studiums sei ich nicht fähig, ordnungsgemäß für die Halbwüchsigen zu sorgen. Außerdem sei ich Kommunistin.

Gewehrt habe ich mich nicht. Ich war zu fertig. Ich wußte nicht mehr, wozu ich eigentlich da bin, und wenn mich eine gute Freundin nicht daran gehindert hätte, hätte ich mich umgebracht. – Die Gespräche mit ihr haben mir Kraft gegeben. Ich bekam wieder Lebensmut, und konnte das Studium zu Ende zu bringen

1988 war ich fertig, und es war klar, daß ich eine Pfarrstelle in der DDR annehmen würde. So kam ich nach Sasnitz und war mit dabei, als hier die Kirchen voll waren, als sie alle kamen, und die Hoffnung und die Kraft immer größer wurde. Das war meine glücklichste Zeit. – Nach der Wende kam dann der Katzenjammer. Dreißig Prozent Arbeitslose, und viel Unzufriedenheit, aber auch mehr Möglichkeiten. – Als dann ein Mann vom Arbeitsamt herumreiste, und den Pfarreien ABM-Stellen anbot, an denen kaum jemand interessiert war, da habe ich ja gesagt.

Ich hatte nämlich schon eine Idee: ein paar alte Häuser, die die Kirche vor zwanzig Jahren von einem Gemeindemitglied vermacht bekommen hatte, und die – völlig heruntergekommen – leer standen, wollte ich renovieren. Ich habe dann auch Arbeitslosen,

die etwas vom Bauen verstanden, die Möglichkeit geben können, dort tätig zu sein. Ich selbst war ziemlich ahnungslos. Ich wußte nur, daß ich die Häuser wieder heil machen wollte. – Es waren Häuser mit altem Ziegelwerk, und einer der Freiwilligen brachte uns bei, wie man diese Backsteine aus Lehm und Stroh herstellen kann, in der alten Methode. So sparten wir Kosten, und es wurden richtige Öko-Häuser. Darin gab es eine Menge Platz; Räume, die die Gemeinde gut gebrauchen konnte. Ein Gemeinschaftsraum zum Beispiel, der für Theater und andere gesellschaftliche Ereignisse zur Verfügung stand, Räume für Beratungen, ein neues Sekretariat usw. Wir waren alle sehr stolz darauf, und ich fühlte mich hier mehr zu Hause, als in meiner eigenen Wohnung.

Heute Nacht hatte ich einen seltsamen Traum: Ich sah meinen Vater von weitem, wie durch ein Fernrohr. Er trug diesen Helm, wie auf einem Photo, an das ich mich erinnere, weil es mir Mutter einmal gezeigt hat. Er stand starr wie ein Standbild, und sah mich unverwandt an. Ich bilde mir ein es sei Trauer in seinem Gesicht gewesen, aber ich weiß es nicht sicher. Womöglich war es auch Härte, oder Teilnahmslosigkeit. – Dann wachte ich auf, und dachte an meine Söhne. – Wie ich sie wohl anschau in ihren Träumen, und sie mich? Ob sie mich auch so von weitem und so starr und reglos sehen? – Seit damals habe ich nichts von ihnen gehört. – Ich weiß nicht, ob ich jemals darüber weg komme. Von ihrem Großvater wissen sie gar nichts. – Genau das, was ich ihnen ersparen wollte, ist geschehen.